

seine Charakteristik Frankreichs ist. Dem Français moyen mit seinem kleinbürgerlichen Rentnerideal und Schollenglück steht der uns sattem bekannte deutsche Spießer gegenüber, der am Stammtisch und im Kegelerverein Höhepunkte des Daseins verlebt. Der Hölderlin-Deutsche dürfte in dieser Gesellschaft nur spärlich vertreten sein, und auch die führenden Männer unserer Politik und Wirtschaft können nicht unbedingt für das Deutschland Meister Eckhards oder Goethes in Anspruch genommen werden. Ebensovienig dürfen wir aber den Franzosen in ein gegensätzliches Schema zwingen. Die religiöse Vergeistigung eines Pascal, die dichterische Vergeistigung eines Baudelaire, die monumentalen plastischen Visionen eines Rodin lassen sich in den Rahmen der Zivilisationsidee nicht einordnen. Zu Beginn des Weltkrieges schrieb Walther Rathenau einem holländischen Dichter: „Ich schätze die französische Zivilisation sehr hoch, aber nicht für unsere Zeit. Wenn das Reich der Seele anbricht, wird Frankreich sehr still werden. Es war der Pionier der Form, aber diese Mission ist erfüllt. Seelenwerte verdanken wir Frankreich kaum.“ Und dann fügt Rathenau hinzu: „Was ich als höchstes und glücklichstes Ergebnis des Krieges ersehne, ist ein unauflösliches Bündnis mit Frankreich.“

Das Reich der Seele, so müssen wir heute wohl sagen, ist immer nur als ferne Vision gegeben. Und die Mission der Formgebung wird nie erfüllt sein, solange es geschichtliches Leben gibt. Sollte sich endlich das von Rathenau ersehnte politische Ziel jemals verwirklichen, so wird es nur möglich sein, wenn die führenden Eliten beider Länder ein richtiges Bild von den geistigen Voraussetzungen eines deutsch-französischen Zusammenwirkens in Europa haben.

JUGEND

von

ANDRÉ GIDE

Übertragung
v. F. Hardekopf

Voriges Jahr, gelegentlich eines Besuches bei Jean Schlumberger, den ich zum Nachbarn hatte in der Zeit, da ich „Gutsbesitzer“ war im Departement Calvados, habe ich auch La Roque wieder aufgesucht, das Landgut, wo mir – das erzähle ich in meinen Erinnerungen – soviel glückliche Kindheitstage beschieden gewesen sind. Heute ist die Besitzung in ihrem ganzen Umfang mit Stacheldraht eingezäunt. Angesichts

dessen fühle ich die Seele eines Kommunisten in mir erwachen. Eine Eigentümerseele habe ich nie gehabt. Schon das Wort „Besitzer“ klingt mir lächerlich und abstoßend. Des Geländes, das ich, noch sehr jung, von meiner Mutter erbte, genaue Grenzen kennen zu lernen, war mir stets unbehaglich; oder vielmehr: ich sträubte mich dagegen, sie kennen zu lernen; nicht, um mir einbilden zu können, mein Besitz erstrecke sich noch weiter, sondern im Gegenteil, um dem Gedanken auszuweichen, ein Teil dieser anmutigen Landschaft sei mein persönliches und ausschließliches Eigentum. Wenn, vom Hügelrande aus, meine Augen die abendliche Weite umfingen, so durfte dieses gewellte, von Baum und Busch lieblich unterbrochene Wiesenland, dieses Flübchens oft unter Erlen, Haselnußsträuchern und Staudengewirr verschwindender Lauf gern an irgendeinem Punkt aufhören, mir zu gehören, ohne deshalb das geringste an Reiz einzubüßen. Ich verharrte in Betrachtung und empfand gegen das Land ebensowenig Verpflichtungen, wie das Land sie mir gegenüber zu haben brauchte.

Im Sommer des Jahres achtzehnhundertsechundneunzig überfiel mich katastrophisch eine Nachricht, die Robidet mir triumphierend brachte. Dank seinen eifrigen Machenschaften war ich zum Gemeindevorsteher gewählt worden. Er betrieb das seit langem; selbstverständlich ohne mein Wissen. Aber man hatte warten müssen, bis ich das gesetzlich vorgeschriebene Alter erreicht und bis der alte Ortsschulze, dessen Nachfolger ich werden sollte, den Platz freigemacht hatte. Er starb, wie ich in mein fünf- undzwanzigstes Jahr eintrat. Robidet, der schon die Funktionen eines Verwalters und eines Jagdaufsehers in seinen Händen vereinigte, erstrebte auch noch den Posten eines Vorsteher-Beigeordneten, wofür ihn ja der große Dienst, den er solchermaßen der Gemeinde wie seinem Herrn erwies, ohne weiteres empfahl. Er rechnete auf meine Abneigung gegen jegliches „Herrschen“ und vermutete ganz folgerichtig, die Sanftheit meines Charakters und meine Jugend würden ihm die ganze Macht zufallen lassen. Robidet, der schon zu Lebzeiten meiner Mutter regierte und den ich zugleich mit dem Landgut von ihr geerbt hatte, dachte wenig, sprach viel und beurteilte einen jeden nach sich selbst. Sein Verhalten ward nur von Eigennutz und konventionellen Rücksichten bestimmt. „Oh, Monsieur, so etwas tut man doch nicht!“ sagte er zu mir, als ich einen sich elend auf der Landstraße hinschleppenden Krüppel zum Einsteigen in das Wägelchen auffordern wollte, das uns zum Markt nach Lisieux fuhr; und

um ihn schneller zu überholen, setzte ein Peitschenhieb das Pferd in Galopp. Robidets Ehrbarkeit war ziemlich fragwürdiger Art, aber sie wahrte den Schein und verschanzte sich pffiffig hinter dem „Herkommen“, sooft ich's mir etwa einfallen ließ, seine Rechnungsführung prüfen zu wollen. Er hatte die Begabung, sich, auf meine Kosten, mit jedermann gut zu stellen. Daraus mag sich erklären, daß die sechs Pachthöfe und die auf mehrere Nachbargemeinden übergreifenden Waldungen, aus denen sich das Gebiet La Roque zusammensetzte, mir niemals etwas anderes eingetragen haben als Sorgen.

Ich war seit Kurzem verheiratet. Ich sehe mich noch unter den hohen Bäumen des Gartens einerschlendern, im Gespräch mit meiner Frau und meinem Freunde Eugène Rouart, der, ganz in Politik und Tagesinteressen aufgehend, meinem widerstrebenden Temperament eindringlich die Vorteile darlegte, die das Amt eines Gemeindevorstehers mir bringen müsse. Von dieser Stellung bis zur Mitgliedschaft im Generalrat war nur ein Schritt; und nur ein weiterer bis zum Abgeordnetenmandat . . . Meine Laufbahn war ganz vorgezeichnet. Und Robidet, der sich die Verdüsterung meiner Stirn nicht zu erklären vermochte, pflichtete bei. Meine Frau schwieg; sie erkannte den Grund einer so jähen Traurigkeit: die ganze Natur vor mir entzauberte sich. Durch verzwickte materielle Verhältnisse würde alle Unbefangenheit, alle Unvoreingenommenheit meines Blickes hinfort getrübt werden. Die Liebe, die ich zu dieser Landschaft empfand, würde aufhören, platonisch zu sein. Ich fühlte mich schon ganz eingepreßt in das beengende Gewand neuer Pflichten. Um meine beschaulichen Spaziergänge, um meine Träumereien wäre es geschehen . . . Trotzdem lautete die Ansicht auch meiner Frau dahin, ich dürfe mich dem Rufe der Gemeinde nicht entziehen. Es handle sich um den Vorteil aller, gab sie zu bedenken. Denn sie kannte mich gut genug, um zu wissen, daß ich nichts leicht nahm und auch die Amtsgeschäfte keineswegs nur lau und halb ausüben würde. So entschloß ich mich denn, die Wahl anzunehmen. Und wer zu glauben geneigt ist, das öffentliche Interesse lasse mich gleichgültig, der macht sich gewiß nur schwer eine Vorstellung von dem staatsbürgerlichen Eifer, den ich meinen mühevollen Obliegenheiten entgegenbrachte.

Eine meiner ersten Amtshandlungen war die Unterbringung einer trunksüchtigen Frau im Heilands-Asyl zu Caen. Der Alkohol verheerte schleichend das Land, und zwar in weit höherem Maße, als die, nur den

Konsum der öffentlichen Schankstätten erfassenden Statistiken es erkennen ließen. Außer den konzessionierten Wirtschaften gab es heimliche, unkontrollierbare Verkaufsstellen bei allen schnapsbrennenden Bauern. Seitdem die Sammelwagen der großen Butterproduzenten jeden Pachthof täglich abrahmten und alle private Milchverarbeitung dadurch überflüssig machten, ergaben sich auch die Frauen weit mehr als bisher dem Branntweingenuß. Alkoholiker waren, verschiedenen Grades, sämtliche Bewohner meiner Gemeinde; und der von mir selbst gewahrten Mäßigkeit diene meine, neben diesen äußerlich robusten Bauerngestalten fast schwächliche Figur nicht gerade als Reklame. Immerhin glückte mir eine Kur an der Person Goret, des Mannes jener Trinkerin. Ich begleitete ihn nach Caen, wo er seine Frau im delirium tremens sehen sollte. Unterwegs, im Wagen, begann ich ihm Angst zu machen. Ich ließ ihn die Zunge ausstrecken, zog ihm, mit sachkundigster Miene, Unterlippe und Augenlider zurück, prüfte Reflexe und Biagsamkeit des Daumens und erklärte alle gefundenen Symptome für typisch und höchst beunruhigend. „Mein armer Freund“, sagte ich in doktoralem Ton zu ihm (während Robidet, der den Wagen lenkte, durch spöttische Grimassen meine Kompetenz in Frage zu stellen suchte), „es dauert keine drei Monate mehr, dann wird man Sie neben Ihrer Frau einquartieren! Vielleicht geht's sogar noch rascher, falls Sie nicht gleich heutigen Tages mit dem Trinken radikal aufhören.“ Robidet blieb skeptisch; aber in der Folge war gerade er es, der mir mitteilte, von jenem Tage an habe Goret keinen Tropfen Alkohol mehr zu sich genommen.

Seinen wichtigsten Dienst erwies Robidet mir dadurch, daß er mir, sooft die Situation es erheischte, jeden einzelnen Bewohner der von mir verwalteten Gemeinde immer aufs neue bei Namen nannte. Er wußte genügend Bescheid um einen Mangel, der mir während meines ganzen Lebens die schlimmsten Streiche gespielt, mich die fatalsten Mißgriffe hat begehen lassen: mein Unvermögen, die Leute wiederzuerkennen. Daher jenes Ungewisse meiner Begrüßung, das oft für Hochmut, Geringschätzung, Gleichgültigkeit genommen worden ist; denn derjenige, den man nicht wiedererkennt, läßt sich, trotz vorhergegangenen Hinweises, nur ungerne überzeugen, das Nicht-Erkennen sei echt. Gott sei Dank war die meiner Verwaltung anvertraute Bewohnerschaft nur wenig zahlreich. Als sollten meine Kräfte erst auf die Probe gestellt werden, hatte Frankreich seinem jüngsten „Bürgermeister“ eine seiner winzigsten Gemeinden vorbehalten. Und da alljährlich die Zahl der Todesfälle die der Geburten überwog, so

verminderte sich der Einwohnerbestand noch immer mehr. Während ich jetzt (im Departement Seine-Inférieure) eine der kinderreichsten Gegenden Frankreichs bewohne und, um eine Familie als Bewerberin für Fruchtbarkeitslegat vorzuschlagen, die Qual der Wahl hätte, waren die Häuser von La Roque größtenteils kinderlos. Man stelle sich übrigens durchaus kein Dorf vor. Selbst um die Kirche keinerlei Ansammlung von Häusern. Spärlich über das Gelände verstreut, nichts als Pachthöfe, oft mehr denn einen Kilometer von einander entfernt. Am meisten isoliert lag der Hof von Pierre B., meinem jüngsten Pächter, dem Sohne des verstorbenen Gemeindevorstehers, dessen Nachfolger ich geworden war. Pierre B. hatte kürzlich eine der liebenswürdigsten Töchter des Landes zur Frau genommen. Bei dem jungen Paare lebte, in Küche und Stall zu helfen, die vierzehnjährige Schwester der Frau. Letztere war schwanger: ein in der Gemeinde so seltener Fall, daß ich mich für diesen Haushalt besonders interessierte.

Madame B. stand nahe vor der Niederkunft, als das Unglück wollte, daß ihr Mann sich, zwecks Ankaufs von Vieh, auf einen ziemlich weit entfernten Markt begeben mußte. Nur zwei Tage Abwesenheit. Das Geschäft darf nicht leiden.

Kaum war Pierre B. weg, da begannen die Wehen der Frau.

„Ich glaube, es wird nicht leicht sein“, sagte die junge Frau zu ihrer Schwester. „Es tut sehr weh; aber, wie mir scheint, nicht so, wie es sein müßte. Wie dumm, daß Pierre weg ist!“

Dann, etwas später:

„Es wäre vielleicht doch besser, wenn du den Arzt aus Lisieux holen gingest. Pierre wird gewiß nichts dagegen einzuwenden haben. Mach' dir keine Sorge, mich hier alleinzulassen. Es dauert noch ein Weilchen, bis es soweit ist.“

Die Entfernung nach Lisieux beträgt zwölf Kilometer. Die Kleine eilt hin. Der Arzt (ein junger Stellvertreter) nimmt sie in seinem zweirädrigen Wagen – von Automobilen war noch nicht die Rede – wieder mit zurück. Da das etwas einfältige Mädchen ihn nur ungenügend informiert hat, versieht er sich mit keinem der bei schwierigen Geburten erforderlichen Instrumente. Übrigens ist er kein Chirurg. Er treibt seinen Gaul zu größter Geschwindigkeit, und das Mädchen war auch gehörig gelaufen – dennoch sind schon drei Stunden vergangen, seitdem sie ihre Schwester verlassen hat. Wie der Doktor schließlich anlangt, sinkt die Nacht . . .

Als Pierre B. am nächsten Morgen vom Markt zurückkehrte, bot sich ihm schon vom Hausflur (denn die Kammertür war offen geblieben) ein entsetzlicher Anblick. Auf dem zerwühlten, blutbefleckten Bett lag die junge Frau: leblos, mit offenem Leib. Zu Füßen des Bettes ein Klumpen blutigen Fleisches —: der Überrest seines Kindes. Im Zimmer ein furchtbares Durcheinander; auf Fußboden und Kommode blutige Geräte, ein Tischmesser, ein Hackmesser, eine Spicknadel. Die Geburtszange hatte wohl nicht genügt, und so sprachen diese zu Hilfe genommenen Küchen-Utensilien deutlich genug von der panischen Bestürzung des jungen Arztes, der, ganz auf sich allein angewiesen im trübe erleuchteten Raum, den Kopf verloren und Rettung gesucht hatte bei allem, was sich aus der Nähe erraffen ließ. Das Mädchen hatte, von Schrecken erfaßt, gleich zu Beginn der Operation die Flucht ergriffen.

Meine Empörung war ohne Grenzen. Ich beschloß, den Arzt aufzusuchen; Anklage gegen ihn zu bewirken. Ich gab Weisung, sofort anzuspannen. Kurz bevor jedoch, in Lisieux, die Tür des Doktors erreicht war, ließ ich den Wagen halten. Ich sehe noch die Stelle, wo ich ausstieg. Ich sehe die Straße, das Haus. Lange ging ich auf und ab, erwog meine Anschuldigungsrede und suchte mir das zerknirschte Geschöpf auszumalen, das ich gleich vorfinden würde. Dieser junge Mediziner, dessen Laufbahn zu zerstören ich mich anschickte, war sicherlich kein Genie, sondern ein unerfahrener Mensch etwa meines Alters, der mir entgegenhalten würde, daß angesichts der fürchterlichen Sachlage alle Kunstfertigkeit der Welt den völligen Mangel an Hilfsmitteln nicht hätte ersetzen können. Und wie ich so hin- und herschritt, stellte ich mir die Angst vor, die der Novize in jenen Stunden des Grauens ausgestanden haben mußte, sein Tasten und Tappen im Halbdunkel, seine kopflose Verzweiflung — und das teuflische Nachtbild erstand mit solcher Lebendigkeit vor meiner Phantasie, daß ich zuletzt wieder in den Wagen stieg, nicht mehr fähig, einen vom Schicksal Zerschmetterten noch unglücklicher zu machen.

Beharrlicher erwies ich mich im Falle Mulot. Ich habe alles Vorhergehende nur erzählt, um auf Mulot zu kommen. Oh, das war ein Sonderling, den ich unter Tausenden wiedererkannt hätte! Den ganzen Landstrich hätte ich lieben können einzig um seinetwillen: zu wahrer Neigung lockt eine Gegend mich nur durch ihre Menschen. In meiner Gemeinde sah ich nichts als Duckmäuserei, kleinliche Habgier, primitivste Selbstsucht; verschlossene, arglistige oder mißtrauische Gesichter; und plumpe,

ungeschlachte Körper. Mulot, zwar auch Normanne, doch aus einem anderen Bezirk, hatte, im Gegensatz zu allen Hiesigen, so einnehmende Manieren, daß ich ihn mir gern als natürlichen Sohn irgendeines Standesherrn dachte. (Und gelegentlich verführte mich die sanfte Unterwürfigkeit seines Blickes zu der Illusion: er sei russischen Ursprungs.) Schön war er allerdings keineswegs; aber nichts Gemeines, nichts Störrisch-Niedriges ließ sich in seinem backenbärtigen Gesicht entdecken. Seine Sprechweise war überraschend korrekt. Zu der Zeit, als ich Gemeindevorsteher wurde und auf ihn aufmerksam zu werden begann, mochte er etwa vierzig Jahre alt sein. Ich gewann bald Sympathie für ihn. Sooft wir uns trafen, unterhielten wir uns lange; ja, häufig bog ich weit von meinem Wege ab, um ihn bei der Arbeit aufzusuchen. Ihn, den einfachen Erdarbeiter, den „Knecht“, verwandte Robidet zu den größten Verrichtungen, und besonders das Legen und Instandhalten der Entwässerungsröhren fiel ihm zu. Robidet hatte meine Mutter zu bestimmen gewußt, ein umfangreiches Wiesengelände drainieren zu lassen, eine mit Riedgras, Schachtelhalm und Binsen bestandene Fläche, deren Bodenbeschaffenheit das Wasser nur mangelhaft abfließen ließ. Die Abzugsröhren, von zu geringem Durchmesser oder auch nicht tief genug gelegt, pflegten sich immer wieder mit allerhand Wurzelfaserwerk zu verstopfen. Dann mußte man versuchen, mittels eiserner Stangen in sie einzudringen. Aber die Stange traf bald irgendeinen Widerstand, und falls man etwas heftiger zustieß, brach die Tonröhre. Nun blieb nichts übrig, als die ganze Erdschicht abzuheben und die Röhren freizulegen, auszuräumen oder völlig zu erneuern. Diese Prozedur dauerte mehrere Tage und wiederholte sich alle sechs Monate. Sie war äußerst kostspielig und verbesserte das Gelände in keiner Weise, erregte jedoch mein botanisches Interesse insofern, als ich die Spezies der Pflanzen zu ergründen suchte, von deren filzig wuchernden Wurzelverschlingungen Mulot so erstaunliche Quantitäten zu Tage förderte. Bäuchlings lag dieser seltsame Drainierungsarbeiter auf dem schwammigen Boden, schmutztriefend, das Gesicht halb versteckt im Binsengestrüpp . . . Während er die Eisenstange handhabte:

„Sehen Sie, Monsieur Gide, diese Entwässerung — die nützt weder Ihnen noch dem Boden! Das Elend fängt ja alle paar Augenblick' von neuem an! Wenn das Vieh darüberwegtrampelt, zerstört es die Fugen und macht die Röhren unbrauchbar. Von zehn müssen immer sieben durch neue ersetzt werden. Man könnte wirklich meinen, diejenigen, die

für den ganzen Plan verantwortlich sind“ (den Namen Robidet sprach er nie aus) „fänden ihren persönlichen Vorteil dabei.“

Über sein eigenes Los beklagte er sich nicht:

„Ich mach' diese Arbeit, damit meine Kinder späterhin etwas besseres tun können.“

Mulot hatte zwei Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn, ein großer sechzehnjähriger Bengel, war beim Hufschmied in Stellung; er hatte fortgeschrittene Ideen, hielt sich abseits von den Landleuten und lief an jedem Tage, den er frei hatte, nach Lisieux, wo er mit Gleichgesinnten zusammentraf. Kaum, daß er mir einen Gruß gönnte, wenn wir uns zufällig begegneten.

„Ja“, sagte Mulot, „er ist ein trotziger Junge. Es ist ihm unangenehm, mit jemand zu sprechen, der weiß, was für eine Arbeit sein Vater macht. Aber verachten tut er mich deswegen doch nicht . . . Na ja, die Kinder werden nicht immer ganz so, wie man's wohl möchte . . . Wenigstens die vier anderen – an denen kann ich meine Freude haben!“

Mulot wohnte mit dieser ganzen Schar in einer alten, unterhalb des Teiches gelegenen Wassermühle. Das an deren Flanke noch vorhandene Rad „ging“ längst nicht mehr, auf seinen morschen Schaufeln wucherte Moos. Das Haus war sauber und in gutem Zustande. Eine junge Frau führte die Wirtschaft. Ihrem Alter nach konnte sie nicht die Mutter der Mulot-Kinder sein. Irgendwo lebte auch eine richtige Madame Mulot, man wußte aber den genauen Ort nicht mehr: sie war schon so lange weg . . . Es hatte verwickelter Anstrengungen bedurft, bis Mulot – erst vor Kurzem – die Scheidung erlangt hatte.

„Glück hab' ich im Leben nie gehabt“, sagte er zu mir; „aber das schlimmste, was mir passiert ist, das verdanke ich dieser Frau. Sehen Sie, Monsieur: sie wußte, wie lieb ich meine Kinder habe. Als sie nun auf- und davonging, hat sie sie alle mitgenommen, und zwar nur, um mich zu quälen, denn ihr selbst lag gar nicht viel an den Kleinen. Sie lebte mehrere Monate hier in der Nähe, mit einem geschniegelten Kerl, der gerade eine Erbschaft gemacht hatte und den Kindern deshalb mehr Firlefanz bieten konnte, als sie es zu Hause gewohnt waren. Schon wollte ich gesetzliche Schritte tun, um meine Lieblinge wiederzukriegen, da fand ich sie eines Abends beim Nachhausekommen alle fünf wieder im Nest! Wahrscheinlich war der andere ihrer überdrüssig geworden. Sie hatten den ganzen Weg zu Fuß machen müssen; die kleinste Schwester huckepack auf dem

Rücken des ältesten Knaben. Man habe sie einfach weggeschickt, sagten sie. Und der Zustand, in dem sie waren! Sie hatten fast nichts auf dem Leibe; aber den Kopf voll von Läusen! Und so mager und schmutzig! . . . Weinen hätte ich mögen vor Kummer, und gleichzeitig vor Freude, sie wieder-zuhaben . . . Da! Sehen Sie diese Wurzeln? Ich vermute: die sind von Schachtelhalm.“

Und er reichte mir den verfilzten Ballen, den er soeben aus einer Röhre zum Vorschein gebracht hatte. Dann hub er wieder an:

„Wissen Sie schon, Monsieur Gide, daß ich mich wieder verheiraten will?“

„Nein, Mulot! Kein Mensch hat mir was davon gesagt.“

„Ich mußte warten, bis die Scheidung ausgesprochen war . . . Oh, das ist eine Frau, mit der die Kinder sich ungemein gut stehen. Wie eine erwachsene Schwester ist sie mit ihnen. Und niemand kann sanftmütiger sein als sie . . .“

„Na, ich bin ja nicht umsonst Gemeindevorsteher —: wann es Ihnen beliebt, Mulot!“

Kurze Zeit darauf umgürtete ich mich, die Trauung vorzunehmen, zum ersten Mal mit meiner Amtsschärpe. Die Ceremonie fiel genau auf das Datum, an dem meine eigene Hochzeit stattgefunden hatte — ein Umstand, der mir, bei meiner Sympathie für Mulot, irgendwie rührend schien, und auf den ich in meiner Trauredede eine leise Anspielung zu machen gedachte. Aber Robidet:

„Vor allen Dingen darf Monsieur nicht etwa auf die Idee kommen, eine Rede halten zu wollen! Diese Hochzeitsleute genießen keinen guten Ruf. Monsieur möge sie ganz rasch und formlos kopulieren, ohne irgendwelche Ansprache und Vertraulichkeit!“

Die Gemeinde war so klein, daß sie kein eigentliches Amtshaus besaß. Ersatz dafür bot der große Zusammenkunftsraum eines meiner Pachthöfe, neben der Kirche an der Landstraße. Der Pächter übernahm, sooft die Gelegenheit es verlangte, die Rolle des Gastwirts, und jeder Gemeinderatssitzung folgte ein üppiges Mahl, von dem, auf wackligen Beinen, lauter hochgerötete Sybariten heimwärtswankten. Die Pächtersfrau kochte erstaunlich gut. Paul Fort und Ghéon, die ich, während sie meine Gäste auf La Roque waren*, zu einer dieser Schlemmereien einlud, erinnern sich

* Paul Fort hatte soeben seinen „Ludwig den Elften“ beendet; Ghéon „Das Brot“; ich meinen „Saul“; und wir hatten uns zusammengefunden, um uns diese Arbeiten gegenseitig vorzulesen.

wahrscheinlich noch an einen gewissen Kalbsbraten in saurer Sahne . . . Sie werden auch den Dessert-Apfelwein nicht vergessen haben, der mehr zu Kopfe stieg als der edelste Burgunder, und ebensowenig die unaufhaltsamen „Lagen“ Rhum, Cognac und Apfelschnaps, die sich in den Likörgläschen ablösten. Und plötzlich, beim Versuch aufzustehen, sinkt ein Ratsmitglied zu Boden und windet sich in den gräßlichen Schmerzen eines Magengeschwürs . . .

Meiner Neigung zu Mulot blieb ich treu. Ich mochte mich nicht damit abfinden, ihm stets die niedrigste Arbeit aufgebürdet zu sehen, und so nahm ich mir vor, ihn zum Jagdwärter zu ernennen, als Nachfolger von Cherhomme, einem Spitzbuben, der mich betrog, das von ihm erlegte Wildbret heimlich verkaufte und mit den Wilderern gemeinsame Sache machte. Ich weihte Robidet in meine Absicht ein.

„Wer Jagdwärter werden soll, der muß vereidigt werden. Das kann aber Mulot nicht, wegen seiner Vorstrafe.“

„Mulot ist vorbestraft?“

„Das wußte Monsieur nicht?“

„Aber weswegen denn?“

„Wenn Monsieur darüber unterrichtet sein will, so braucht er ihn ja nur zu fragen.“

Selbigen Abends suchte ich Mulot auf, der in der Nähe des Kalkofens arbeitete. Er befand sich in der Tiefe einer Grube, die er mit Hacke und Schaufel noch tiefer machte. Ich trat hinzu und, wie Hamlet in seinem Gespräch mit dem Totengräber, beugte ich mich über den Rand . . .

„Oh, man hat Ihnen erzählt . . .“ sagte er etwas verwirrt und hob seinen demütigen Blick zu mir empor.

„Nein, Mulot, ich weiß nichts Bestimmtes. Nur das eine, daß Sie verurteilt worden sind. Aber weswegen? . . .“

Er schien unschlüssig und zuckte die Achseln. Dann:

„Sie wünschen, Monsieur, daß ich Ihnen die Geschichte erzähle?“

(Von allen Leuten der Gemeinde war Mulot der einzige, der nicht in der dritten Person zu mir sprach.)

„Ich bin gekommen, sie zu hören“, sagte ich.

Doch nicht sogleich begann er seine Erzählung. Sondern:

„Oh, ich war zu etwas besserem ausersehen, Monsieur Gide! . . . Ich habe einen guten Unterricht genossen . . .“

Und dies in solchem Ton, daß mir die Tränen in die Augen stiegen.

„Aber es ist eben nichts mehr zu hoffen: diese dumme Sache hat mir alles verdorben. Ich hatte Aussicht, Gutsverwalter zu werden, im Departement Orne. (Dort lebte ich, bevor ich hierher kam.) Ja, Gutsverwalter! Das wäre die Erfüllung meines schönsten Wunsches gewesen! Das Besitztum war sehr ausgedehnt. Um es nach seinem vollen Werte nutzbar zu machen, brauchte man einen tüchtigen Verwalter. Ich stellte mich, im Schloß, der Dame vor, der das Gut gehörte. Sie kennen vielleicht . . .“ (Und er nannte einen Namen, der mir nicht bekannt war.) „Natürlich zeigte ich ihr meine Papiere; ich hatte sehr gute Zeugnisse von meinen früheren Dienstherren. Madame Ix sagte mir, daß ich ihr gefiele. Die Sache war so gut wie abgemacht, und ich brauchte nur wiederzukommen. Wenn Sie wüßten, wie glücklich ich war! Als ich mich am verabredeten Tage einfand, ließ Madame mir sagen, sie könne mich nicht empfangen. Sie hatte sich inzwischen erkundigt, na ja! . . . Sehen Sie, Monsieur Gide: jemand, der vorbestraft ist, der darf vom Leben nichts mehr erwarten. Seitdem hab' ich denn auch auf alles verzichtet . . . Ich bin hierher gekommen. Sie sehen meine Arbeit. Oh, ich sage das nicht, um mich zu beklagen; aber . . . meinen Kindern möchte ich doch etwas anderes wünschen!“

Er machte sich wieder ans Schaufeln, gesenkten Hauptes und, wie mir schien, auch seinerseits bemüht, aufquellende Tränen zu verbergen.

„Sie wollen mir also nicht sagen, Mulot, weswegen Sie verurteilt worden sind?“

„Oh, Monsieur Gide, glauben Sie doch das nicht! Freilich spreche ich nicht gern davon. Aber Ihnen will ich die Geschichte in allen Einzelheiten erzählen. Ich war noch jung. Ich kam von den Soldaten zurück. Meine Eltern hatten kein Vermögen, und ich mußte meinen Unterhalt selbst erwerben. Ich trat mit einem älteren Bruder als Streckenarbeiter bei der Westbahngesellschaft in Dienst. Wir sollten, zusammen mit einigen anderen, eine Böschung, die ins Rutschen gekommen war, wieder aufhohen, auf der Linie Paris-Le Havre. Es war übrigens keine eigentliche Böschung, sondern vielmehr ein großer Abhang mit Gras, allerlei Pflanzen und Gesträuch . . . Man befand sich in der Jagdzeit. Wir hörten Gewehr-schüsse knallen. Die Jäger konnten nicht weit sein. Aber das Terrain längs der Schienen gehört der Eisenbahngesellschaft. Sie wissen ja, Monsieur, die ganze Länge des Bahngeländes ist, um das Betreten und Überschreiten zu verhindern, mit Draht eingezäunt. Wenn wir nun einen Hasen

ankommen sahen, so sagten wir uns, der wisse das auch, und er komme absichtlich hierhergelaufen, um innerhalb der Drahtgitter seines Lebens sicher zu sein. Aber die Jäger, die ihn verfolgten, schossen ihn trotzdem tot. Und dann stiegen sie über die Verzäunung und nahmen ihre Beute an sich. Wir unsererseits hätten natürlich nichts verraten. Aber auf der gegenüberliegenden Abdachung waren gerade zwei Gendarmen, die liefen hinter den Jägern her, um ein Protokoll über den Tatbestand aufzunehmen. Na ja, sie waren eben Polizeibeamte und handelten so, wie sie mußten . . . Die Jäger wurden zornig, und da sie schon weit weg waren mit ihrem Hasen, so stellten sie die Behauptung auf, es werde den Gendarmen nicht möglich sein, zu beweisen, daß das Tier, gerade während es sich auf dem Bahnkörper befand, von dem Schuß erreicht worden sei. Darauf benannten die Gendarmen, die wußten, daß wir alles mit angesehen hatten, uns als Zeugen: meinen Bruder, mich und noch drei andere. Die Sache verschärfte sich dadurch, daß die Jäger den Gendarmen Schimpfworte zugerufen und die Zahlung der Geldbuße verweigert hatten. Es kam zu einem richtigen Prozeß, der für die Herren schlimm hätte ausgehen können. Aber einer von diesen vier Jägern war der Sohn eines Abgeordneten; ein anderer Neffe eines Mitglieds der Bahngesellschaft. Deshalb kriegten die Zeugen es mit der Angst. Vielleicht haben sie, damit sie den Mund halten sollten, auch noch etwas anderes gekriegt: etwas, was ich zurückwies . . . Ich kann nichts Bestimmtes darüber sagen . . . Was ich aber weiß, ist, daß die Zeugen, als sie vorgeladen wurden, sich der Aussage sämtlich entzogen. Sie erklärten, sie hätten nichts gesehen. Ich aber, der ich das Häselein zu meinen Füßen hatte verenden sehen, ich konnte doch unmöglich gleichfalls sagen, daß ich nichts gesehen hätte!“

„Und?“

„Und die Jäger wurden freigesprochen.“

„Aber das sagt mir nicht, Mulot, weswegen Sie verurteilt worden sind, Sie, der Sie gar nichts getan hatten! . . .“

„Nun, wegen falscher Zeugenaussage, das ist doch klar! Wenn jemand als einziger die Wahrheit spricht, so ist er es, den man zum Lügner stempelt.“

Ich war so betroffen, daß ich nichts zu erwidern vermochte. Mulot tat ein paar Schläge mit der Hacke; dann:

„Sehen Sie, Monsieur Gide: was mich bei dieser Geschichte am meisten betrübt hat, war, daß mein eigener Bruder mich im Stiche ließ! Er hatte

alles ebenso genau beobachtet wie ich; und er mußte doch voraussehen, daß, wenn er, gleich den übrigen Zeugen, alles in Abrede stellte, schließlich ich verurteilt werden würde.“

Das Pathos, mit dem diese letzten Sätze gesprochen wurden, sank in sich zusammen; und in seinem gewöhnlichen, ergebungsvollen Ton fuhr Mulot fort:

„Einer, der falsch Zeugnis ablegt! . . . Ich begreife, daß man für Jagdwärter- und Gutsverwalterposten andere Leute vorzieht. Das ist ja so natürlich . . .“

Eine heiße Empörung hatte mich erfaßt, ein Taumel schwärmerischen Mitgefühls.

„Aber, Mulot, das ist ja ungeheuerlich! Wir müssen . . . Es muß doch möglich sein . . .“

„Gar nichts ist möglich, Monsieur Gide, glauben Sie mir! Im ersten Moment fiel's mir auch schwer genug, das Urteil anzunehmen. Es ist ja hart, verurteilt zu werden wegen einer Sache, die man nicht getan hat . . . Aber ich war ganz ohne Beistand. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben. Der Spruch ward rechtsgültig. Ich habe meine Strafe verbüßt. Zwei Jahre Gefängnis. Dann bin ich in eine andere Gegend gezogen. Jetzt denke ich nicht mehr daran. Ich versuche, nicht mehr daran zu denken.“

Und er machte sich wieder ans Schaufeln.

Schweren Herzens verließ ich ihn. Ich war in dem Alter, wo jede Ungerechtigkeit ein erdrückendes Mißbehagen verursacht. (Oh, in dieser Beziehung bin ich nicht viel älter geworden.) Mit der Verurteilung Mulots wollte, konnte ich mich nicht abfinden. Gegen Ende des Sommers sprach ich nochmals mit ihm über den Fall.

„Ich fahre nun bald nach Paris zurück“, sagte ich zu Mulot; „dort will ich . . .“

„Tun Sie, bitte, nichts, Monsieur! Es wäre doch alles vergeblich . . .“

Aber kaum in Paris angelangt, erwog ich, welcher von meinen Bekannten mir wohl Rat und Auskunft geben könne über die zur Rehabilitierung Mulots führenden Schritte. Ich wußte, daß mein Schulkamerad Léon Blum, damals einfacher Auditor beim Staatsrat, in juristischen Dingen sehr bewandert sei. An ihn wandte ich mich – um mit naiver Bestürzung zu erfahren, ein Begnadigungsgesuch sei nicht ohne völlige Revision des Prozesses zulässig. Und wieviel Schwierigkeiten würde das Wiederaufnahmeverfahren mit sich bringen! Alle Zeugen müßten wieder ausfindig

gemacht und von neuem vorgeladen werden; die damals Freigesprochenen müßten wieder vor Gericht citiert werden: diese inzwischen zu Amt und Würden gelangten Persönlichkeiten, die nun, falls Mulot unschuldig befunden würde, mit logischer Notwendigkeit ihrerseits nachträglich verurteilt werden müßten . . . Ich täte besser, auf die ganze Sache zu verzichten.

Jahre vergingen. Ich hatte La Roque verkauft; einen Teil der Pachthöfe an Charles Mérouvel, den Autor des hochberühmten Romans: „In Schanden keusch“; dann das Übrige an einen Herrn M., der es bald an den Grafen Hély d'Oissel weiterverkaufte. Nichts rief mich in die Gegend zurück, außer meiner alten Verbundenheit mit Jean Schlumberger, dem einstigen Gutsnachbarn. Bei ihm zu Besuch, sah ich (zehn oder fünfzehn Jahre nach der Veräußerung) Robidet wieder, der jetzt in einem gegenüber der Schmiede gelegenen Hause wohnte, das er von Mérouvel erstanden hatte.

„Monsieur erinnert sich vielleicht an Mulot?“ fragte er mich im Verlauf eines unendlichen Geschwätzes, denn die Jahre hatten seine Redseligkeit nicht vermindert. „Der ist Ortsvorsteher von Ypsilon geworden.“ (Das war eine kleine Gemeinde in der Nähe.)

„Und die Notiz in seinem Strafregister?“

„Gilt als verjährt und ausgelöscht.“

„Oh, das freut mich aber um seineswillen!“

„Ja, er war kein böser Mensch, trotz der Sittlichkeitsaffäre damals.“

„Was für eine Sittlichkeitsaffäre?“

„Na, die Sache, die ihm seine Gefängnisstrafe eingetragen hat!“

„Was reden Sie da? . . . Mulot ist wegen falscher Zeugenaussage verurteilt worden — übrigens völlig zu Unrecht!“

Darauf Robidet, grinsend:

„Aber nein: wegen Notzucht an einem kleinen Mädchen! . . . Wir haben seiner Zeit nur nicht gewagt, es Monsieur zu sagen.“

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen
von Ferdinand Hardekopf